

Biegener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biegener Anzeiger (General-Anzeiger).



Der Flammentöter.

Roman von Horst Bobemer.

(Fortsetzung.)

Mit Hurra begrüßte sie die ältere Schwester. Trude fuhr zusammen.

Aber die stand schon vorm Spiegel und besah sich, zupfte an ihrer Kleidung herum, lachte sich an und drehte sich dann um.

„Trudchen, bin ich nicht ein ganz hübscher Kader? . . . Ja — a, heute heißt's, einem Manne den Herzschlag beschleunigen, wir bekommen nämlich zum Mittagessen Besuch. Millionär ist der mindestens!“

„Gene! Sei nicht unausstehlich und sprich vor allen Dingen etwas deutlicher!“

„Soll geschehen! Auf der Stelle! . . . Also, ich werde mich heute mittag aufopfern — Deinetwegen! . . . Ja, nun machst du Augen! . . . Hast du was von „Flammentod“ gehört?“

Das war zuviel für Trudes Nerven. Das Wasser schoß ihr in die Augen, die Mundwinkel zuckten.

„Ich bitte dich, red nicht in Rätseln! Die sind jetzt nichts für meinen Kopf!“

Da kam auch schon die Mutter, ein Lächeln um die Lippen. Gene hatte gerade noch Zeit, ihrer Schwester anzudeuten, daß sie nichts merken lassen dürfe.

Frau Klausner setzte sich neben Trude, nahm ihre Hand in die ihre, erzählte, was Krohlow getan, und wer heute mittag kommen würde.

Die Gene tanzte im Zimmer herum.

„Was hab' ich gesagt? Der Krohlow ist ein Teufelskerl! Weißt du noch, Trudchen? Und daß von drei Jahren Wartezeit keine Rede sein kann! . . . Ach was, Mamachen! Der Jugend gehört die Zukunft! Nun fahren wir bloß noch Automobil und gründen Aktiengesellschaften in Oesterreich-Ungarn, Italien . . . überhaupt in allen Kulturstaaten!“

„Woher weißt du denn . . .“

„Hab' ich geträumt, Mamachen! Im Stehen! Am Schlüsselloch! . . . Herrgott, es ist zwölf, und um eins kommt der Gentleman! Hoch, Trudchen! Wir machen uns fein! So'n paar blitzblaue Mädel, wie wir sind!“

„Gene,“ warnte die Mutter, „du wirfst deine Zunge im Baum halten!“

„Werd ich! Verlaß dich darauf! . . . Ihr sollt mal sehen, wie tüchtig ich für's Geschäft bin! Den legen wir an die Kette!“

Der Flammentöter hatte sich auf Krohlow's Chaiselongue hingestreckt, er war in einer ganz ausgezeichneten Laune. Satt essen konnte er sich in der nächsten Zeit, seine Erfindung den letzten Schliff geben — es war eine tadellose Sache —, gebunden hatte er sich auch nicht und der Goldsohn sollte zu seiner Dulcinea kommen. Die Theaterspieleret,

die um die ganze Geschichte gemacht werden mußte, war natürlich das Allerschönste! . . .

Krohlow stürzte ins Zimmer.

„Na?“

Wellerkamp hielt ihm wie eine Königin die Hand zum Fuß in Gnaden hin.

„Ich bitte mir Respekt aus, Junge! . . . Hier liegt deine Hoffnung! Die du ganz sicher nicht begraben lassen brauchst!“

„Simmel, so erzähl' doch!“

Der Säbel des jungen Offiziers flog in eine Ecke, zu Mantel und Mütze.

„Aetich! Ich esse heute mittag bei deiner Herzallerliebsten! Hast du etwas an sie aufzutragen? . . . Du schüttelst dein Denkerhaupt, freut mich! . . . Es ist immer von Vorteil, man läßt das schwächere Geschlecht ein bißchen zappeln. Woll' ja! . . . Und der Klausner hat vor mir mit dem Federhalter präsentiert! . . . Ich arbeite ein paar Monate bei ihm für ein Butterbrot, ich wollte es nicht anders — deinetwegen! . . . Das heißt, ganz stimmt es nicht, frei soll der Dursch sein! Und er wird's bleiben! Der Flammentöter ist sehr überzogen von seinem Wert! . . . Junge, man kann sich im Leben gar nicht hoch genug einschäken, wenn auch dabei mitunter der Magen kurrzt . . . Das Kapital allein macht's noch lange nicht! Ein Genie kann nur in Freiheit schaffen! . . . Geta, mein hohes Lieb ist zu Ende!“

Krohlow wollte noch mehr wissen. Aber Wellerkamp zuckte die Achseln.

„Ich sag' nichts weiter! Denn die ganze Rederei ist doch Essig mit Del, wenn meine Erfindung nichts taugt! . . . Also gebulde dich noch ein Weilchen! Ja — a, wenn die Schwalben wiederkommen, die werden schauen! . . . Aber von was andern müssen wir reden! Ich muß mir ein Zimmer suchen, in deiner Nähe, vielleicht kümmerst du dich drum. Bloß 'ne Kabache zum Schlafen, meiner geringen Garberobe angemessen. Denn, was ich in Hferlohn liegen habe, Junge, das ist überhaupt nicht die Reise hierher wert! . . . Nach und nach werde ich schon an Ergänzung denken, dreihundert Mark zahlt mir monatlich der Klausner!“

Krohlow hatte nur mit halbem Ohr hingehört. Er raunte im Zimmer herum, eine Zigarre im Mundwinkel, und rieb sich immer wieder die Stirn. Und dann stürzte er sich auf den Flammentöter.

„Du brauchst doch noch Sachen! Natürlich pump ich dir, was du brauchst!“

„Na, also! Und ich danke dir schön! Die Aussichten, meine Schulden zu tilgen, sind augenblicklich wunderschön! Da ist's wohl keine Schande, ich schieß dich gleich um hundert Mark an, denn in dem einen Anzug kann ich doch nicht aufs Laboratorium steigen, er wär' bald von Säuren ganz zerfressen! . . . Leg mir ihn heute abend unter's Kopfkissen, den blauen Lappen, das bringt Glück . . . Ja, nun hab' ich nur noch eine Sorge! Daß ich mich nämlich

auch in deinen Schatz vergucke! . . . Du—u, das wär' eine gefährliche Geschichte!"

Krohlow lachte ihn aus. „Da hab' ich gar keine Angst! . . . Aber mein Jungchen, die Trude hat eine Schwester, die schwarze Vene, die paßt zu deinem losen Mundwerk!"

Der Flammentöter fuhr auf von der Chaiselongue. „Du, wahrhaftig?"

„Wirst ja sehen, — heute mittag! . . . Aber ich glaube nicht, daß du der mit deinen Künstlerlocken und dem abgeknabberten Bart gefällst!"

„Bitte, das sind Privatangelegenheiten! Meine Mähne opfere ich nicht, und wenn ich zu der den Schnurrbart verschneiden ließ, dann säh' ich doch total verriekt aus! . . . Es wird übrigens höchste Eisenbahn! Pünktlich ist die Höflichkeit der Fürsten — und des Flammentöters, wenn's ihm gerade paßt! Und weißt du, auf Fräulein Klausner Nummer zwei hast du mich neugierig gemacht! Wenn sie ein lustiger Spatz ist, also dann steh' ich für mein Junggesellenherz nicht gerabel! Adieu!"

„Adieu, aber wasch dir erst die Psoten, Flammentöter, mir scheint's, sie haben es nötig!"

„Herr Wellerkamp! . . . Meine Frau! . . . Meine Töchter!"

Der Fabrikant hatte es förmlich gesagt, geschäftsmäßig. Er kam mit vielen Menschen zusammen, manche Unterhandlung führte nicht zum Ziele, war man zu herzlich gleich von Anfang an gewesen, hieß es gleich: der Klausner hat mich einwickeln wollen, aber natürlich kroch ich nicht auf den Leim.

Wellerkamp reichte der Hausfrau die Hand. „Freut mich sehr, Frau Klausner!" Und dann wandte er sich zu den Töchtern des Hauses. Er wollte irgend etwas Freundliches sagen, aber die Kehle war ihm wie zugeschnürt. Steif war seine Verbeugung. Mit großen Augen starrte er die Trude an. Sein Herzschlag stockte. Gott im Himmel, was war die für ein Mädel! Ein bißchen blaß, in den großen Augen lag eine kumme Frage, die Flügel der schmalen Nase bebten leise, und nun stieg auch noch eine feine Röte in ihr zartes Gesicht. Ein Zucken lief über die weiße Stirn, und dann öffneten sich die feingeschwungenen, vollen Lippen.

„Wir haben Ihnen zu danken, daß Sie gekommen sind, Herr Wellerkamp!"

Festigkeit lag in der Stimme, einer Altstimme, die in seinem Ohre nachschwang. Eine Stimme, die so einem wüsten Besessenen, wie ihm, wohlthat. Noch eine edige Verbeugung machte er. Halb wider Willen kamen ihm die Worte vom Munde:

„Krohlow hat mir Empfehlungen an die Herrschaften aufgetragen!"

„Danke!" Die Blonde hielt ihm die Hand hin, drückte sie fest. Er verstand. Mach nicht viele Worte um ihn, zu dir hab' ich Vertrauen.

Die Kinderstube hatte ihm ja gefehlt, aber auf den Kopf war er doch nicht gefallen. Woher kam mit einem Male die Leere da oben? . . . Und dem jüngeren Fräulein Klausner, das neben der Schwester stand, und um deren Mundwinkel der Schalk zuckte, mußte er doch auch irgend etwas sagen! . . . In seiner Verlegenheit lachte er, rieb sich die Hände.

„Nun geht's hier an die Arbeit, ich werd' schon was erfinden! Donnerchen ja, ich bin doch der Flammentöter!"

Bei der Vene kam ein Rückfall aus der Baackfischeit. Sie drehte sich auf einem Absatz im Kreise herum und schüttelte sich vor Lachen.

„Der Flammentöter! O — so — so! Hören Sie mal, das klingt aber sehr selbstbewußt!"

„Nicht wahr? . . . Nun gilt's, den Beweis zu liefern, daß man auch noch mehr sein kann, als der Flammentöter! Und das wird geschehen!" . . .

Solche Umstände waren noch niemals um ihn gemacht worden. Er mußte heimlich in sich hinein lachen. Wenn er vorgestern in seinen „Lumpen" vor Klausner getreten wäre, wie wäre da der Empfang ausgefallen? . . . Ja, Kleider machen Leute! . . . In solchen Kreisen war er nicht heimlich. Eine Unruhe schüttelte ihn. Sag das nun an dem ganzen „Alimbin", wie er's in seiner drahtischen Art im Stillen nannte, oder an dem schönen, blonden Mädchen mit seiner Altstimme? . . . Merkwürdig — merkwürdig! . . . Sein Gefühl sagte ihm: Komme hier nicht zu oft her, denn sonst . . . Ach was, das war ja Unsinn. Krohlows war sein guter Freund, und die Blonde sah gar nicht so aus, als ob

sie weiterwendisch wie der Mä wäre. Da untersteht er sich lieber mit dem Wildfang, der Vene . . . Wellerkamp war froh, als endlich die Tafel aufgehoben wurde, er wandte sich an den Fabrikanten:

„Herr Klausner, verzeihen Sie, aber ich bin nun einmal ein krabbeliger Mensch! Und hab' ein paar Tage nicht mehr in einem Laboratorium herumhantiert; mich zuckt es in den Fingerspitzen!"

„Gut! Gehen wir! Uebrigens hab' ich vorhin mit Herrn Doktor Degius einen kleinen Tanz gehabt! . . . Ich bat ihn, auf Urlaub zu gehen — vier Wochen, er warf mir die Kündigung vor die Füße!"

Ein stummes Achselzucken war Wellerkamps ganze Antwort.

Die Herren empfahlen sich . . . Als sie gegangen waren, warf sich die Vene in nächsten Stuhl und lachte hell auf.

„Mein, das ist ein Kerl — der Flammentöter! . . . Und wie er dich immer angesehen hat, Trude! . . . Du, das würd' ich mir aber verbitten, wenigstens so lange, bis er sich seine Mähne hat abnehmen lassen! Und mit dem Fischbesteck weiß er auch nicht unzugehen!"

Fräulein Klausner sah die Vene mißbilligend an.

„Darauf kommt's nicht an, mein Kind! . . . Ob einer im Leben etwas leistet, das allein ist der springende Punkt! Und da hält Herr Wellerkamp wohl jeden Vergleich aus! Ich bitt dich also ernstlich, ihn zu behandeln, wie er's verdient!"

„O, Mamachen, das werd' ich! Denn, wenn er Millionen aus seinen ungepflegten Fingern hervorzaubert, ist's doch unser aller Vorbild! . . . Aber in die Trude ist er verschossen, das hab' ich gemerkt — ja wohl!"

„Unfinn," warf die ein. Vene winkte lachend mit der Hand ab.

„Reg dich nicht auf, Trudchen! Aber es ist doch so! . . . Na, da gratuliere ich Krohlow schön! . . . Auf wen ich reinfiel, wenn es einer der beiden durchaus sein mußte, ich wüßte es!"

Da hing sie schon an der Schwester Hals. „Nicht böse sein! Nimm dich aber in acht! Der Flammentöter ist ein ganz gerissener Junge!"

Trude machte sich ärgerlich frei. „Du bleibst doch wirklich das Meinschen, trotz deiner achtzehn Jahre!"

Und dann verließ die heimliche Braut das Zimmer . . . Vene sah ihre Mutter an!

„Hast du denn nicht auch was gemerkt?"

„Nein," sagte die und sah zum Fenster hinaus. Da nickte die Vene und schweig.

Nach einiger Zeit suchte sie die Schwester auf. „Trudchen, sei nicht böse! Ich sang auch ganz sicher nicht wieder von dem Flammentöter an!"

„Dafür wäre ich dir wirklich von Herzen dankbar! . . . Kommt dir doch denken, daß meine Nerven jetzt ziemlich empfindlich sind. Und wenn man dann solche Noceerien mit anhören muß . . ."

„Na ja! . . . Aber nun leg die Handarbeit weg! Komm, ich spiel, und du singst ein paar Lieder. Solche, die belu Schatz gern hört!"

Trude nickte und schlug das Klavier auf. „Guten Abend!"

Wellerkamp betrat Krohlows Arbeitszimmer, drückte dem Freund die Hand und warf sich auf die Chaiselongue.

„Nanu?" sagte der junge Offizier und pflanzte sich vor der Chaiselongue auf.

„Verzeih schon! Aber ich bin so schwere Betne nicht gewöhnt, mir ist ganz dumm im Kopfe. Aber Abernheiten hab' ich nicht geredet!"

Krohlow kniff die Lippen zusammen und sah den Freund an, der mit geschlossenen Augen dalag.

„Du, warum zucken dir denn die Nerven so auf der Stirn?"

„Weil mir's tatsächlich blümerant ist! . . . Ruhe muß ich jetzt haben! Hast du mir ein Zimmer besorgt?"

„Lieber mir, bei der Witwe Uhlemann! . . . Und hier die hundert Mark, um die du mich batest!"

Wellerkamp öffnete die Augen, machte eine abwehrende Handbewegung.

„Danke dir, nicht nötig! Der Klausner hat mir die drei Hunderter schon gegeben!"

„Wenn du nicht langst . . . Goldsohn, ich werde! Meine Ansprüche sind minimal — vorläufig!"

Er erhob sich und sah hinab auf die Straße. Das hätte gerade noch gefehlt, jetzt weitere Unterstützungen anzunehmen! Er schüttelte den Kopf. . . Wie konnte einem Menschen nur die Liebe so plötzlich ins Herz fahren? „Hast du nicht irgendwelchen Auftrag für mich bekommen?“

Wellerkamp guckte zusammen. „Mein! Ich hab' das absichtlich vermieden, — weißt du! . . . Wenn ich erst was geleistet hab', dann wollen wir darüber sprechen! Schlösser, die im Monde liegen, bringen Kummer, lieber Schatz! Ach!“ er drehte sich um. „Gute Nacht! Es ist zwar erst halb sieben, aber ich bin kaputt!“

„Warte, ich komme mit!“

„Na, denn los! . . .“ Die Witwe Uhlmann war ein kleines, rundliches Frauenchen, die sonst das Zimmer an Einjährige vermietete, dieses Mal aber keinen Mieter gefunden hatte, wahrscheinlich, weil „unten“ der Herr Leutnant wohnte. Sie empfing den neuen Mieter mit großem Wortschwall. Wellerkamp drückte Krophlow die Hand.

„Ich danke dir!“
Aergerlich ging dieser. (Fortsetzung folgt.)

Quartett.

Von Reinhard Weer.

Es waren einmal vier kleine Städte hinter unserer Front im Westen, wo deutsche Soldaten sich's wohl sein ließen. Vor einem Jahre meldeten die Tagesberichte ihre Aufgabe: Wir sind aus ihnen herausgegangen, freiwillig aber verschollen, ohne laute Wehklänge, aber mit einem leisen, schmerzlichen „Auf! ich bin!“ im Herzen. Denn die vier kleinen, beschriebenen Städte waren uns gute Freunde geworden in der langen, langen Kriegszeit. Und beim Scheiden gaben sie uns still Davonziehenden die freundlich-einfache Weise ihres Lebensrhythmus wie ein feines Gefühl mit auf den Weg. Ein Wehklängequartett.

Jetzt haben wir die vier kleinen Städte wieder. Aus dem Wehklängequartett werden Wiedersehensklänge. Keine frohlichen zwar, denn von den vier kleinen Städten ist nicht viel geblieben — aber durch Wiedersehensklänge, bei denen die Erinnerung an die Kantilene geist. Vanja hat wir ihnen eine Weile . . .

Ham.

Ich war zu einer Artillerieabteilung kommandiert, damals, als wir im Arto zu viert nach Ham kamen, ein halbes halber. Das liebe Ham lag verschlafen in der West, und ein launischer Aprilhimmel hing darüber. Wie ein Stück alten Gobelin, farbengebühnt und verhalten, erscheint mir heute die Stadt nach jenem Besuch, der der einzige blieb. Die Sonne noch einmal und unklarlich — denn damals hatte sie noch nicht die blutige aller Schlachten gesehen — tief unter den Mauern und Wällen der kleinen Zitadelle vorbei, auf denen wir promenierten und mit den nie verlassenen deutschen Schutz nach Besseren, Schönerem, Besseren, in die flache, französische Landschaft, von ständigen Allen durchzogen, hinunterblicken. So ängstlich mußte der gefangene Napoleon der Dritte von diesen wehrhaften Wällen, die ja lange seine engumschlossene Welt bildeten, auf sein Frankreich hinausgeschaut haben, seiner Kaiserkrone entgegengeräumbend. Bis er eines Tages, als Bauarbeiten im Bereich der Festung vorgenommen wurden, in Mauerkränzung unerkannt entwich. Wir beschränkten neugierig seine Wohnung zu sehen, fanden aber bei dem ganz aufs Gegenwärtige eingesetzten Wachtposten wenig Antwort auf unsere vielen Fragen. Nur das Gebäude, in dem er gesessen, wußte uns ein Bauherrscher zu bezeichnen: dreistöckig, grau, nichtsagend, mit vergitterten Fenstern auf den großen feineren Hof hinaus.

Wir schritten durch das Tor, das jenen Mauergefellen in die Freiheit flüchten sah, gingen unter Bäumen, kamen irgendwie ins Innere des Städtchens, sahen einen schmalen, stillen Marktplatz mit guten, alten Gebäuden, Fassaden ganz von der Art derer, wie man sie auf gewissen Gobelins findet, aber in einem hellen, sauberen Gasthaus, wie es in diese Gobelinstadt paßt, unter Besserbrot, und fuhren im Abenddämmer über Land, südwärts.

„Unsere Truppen haben Ham durchschritten,“ meldete der feindliche Bericht im Frühjahr 1917, und wörtlich dasselbe konnte Ludendorff in diesem Jahre melden. Aber die Zitadelle ist gesprengt, das Städtchen zerstört — Ham ist nur noch ein Name. In die Stelle des fremdlichen Ortes sind Ruinen getreten . . . Liebes, kleines Ham!

Rohe.

Du bist mir immer ein wenig windig vorgekommen, alte Stadt mit dem königlichen, stolzen Namen. Wadig im wörtlichen, nicht im übertragenen Sinn (obwohl auch das vielleicht seine Richtigkeit hätte). Du liegst ziemlich hoch und frei über der Ebene, immer im strammen Aufstieg, der von der fernem See oder Flüssen herüberkommt. Auch warst du oft Gegenstand liebevoller

Aufmerksamkeit französischer Geschütze, und man kann an dir aufs beste studieren, was aus einem Ort wird, für den sich die französische Artillerie interessiert. Ich kann ihr das nicht verzeihen. Denn deine Kathedrale, die sie als Einsatzpunkt benutzte, muß von großer Schönheit gewesen sein: noch ihre armen Trümmer sprachen von der Harmonie und Formvollendung des zerstörten Baues. Du hattest einen Marktplatz, Rohe, mit gutem, kleines prunkenden Namens würdigem Rathaus und mit ein paar seltenen alten Fachwerkhäusern, die wie aus Deutschland, etwa wie aus Hans Sachsens Nürnberg oder dem Welfischen Augsburg, hergeholt schienen. Sonst konnte man an dir nur wenig Gefallen finden. Du liegst so kahl auf deiner kahlen Hochebene, und unerbittlich hart und streng ist das Gesicht deiner Landschaft. Ein Schloß war da in deiner Nähe, Souchcourt, etwas steif und ungemütlich, und ein Park darum, ehemals schön, aber im Kriege verwahrlost. Immerhin: ein Brennpunkt des Reichtums neben der offenbar sehr armen Stadt. Dein Name, Rohe, verheißt zu viel: du bist keine Königstadt mehr. Vollends heute nicht, dafür haben die französischen Kanoniere gesorgt. Man war wohl drüber der Auffassung, daß an dir nicht viel zu verderben sei. Du hattest das Unglück, dem großen Feuerbrand an der Somme etwas zu nahe zu liegen. Dein Name hat einen rauhen, harten Klang bekommen, wie von Granateinschlägen fracht es hinein. Rohe spielt die große Rolle in der Abschieds- und Wiedersehensmusik . . .

„Wir stießen über Rohe vor,“ meldeten vor einem Jahre siegestrunken die Franzosen; Ende März dieses Jahres wurde es wieder deutsch und ist jetzt frontferne Stätte. Kriegsschicksale einer unglücklichen Stadt . . .
Armes, altes Rohe!

Chauny.

An dich, kleine Stadt, kann man ohne Schwerkmut denken. Denn du warst die Langlewige, gutes Chauny, eine Langlewige, die nicht mit einem einzigen Tropfen französischen Geistes und französischer Munterkeit gewürzt war. Du warst bieder und provinziell bazu und ein wenig verstaubt wie eine Baukastenstadt aus Großväterzeiten. Aber du hattest ein ausgezeichnetes Kasino, Filiale von Kasin in Hannover, und das war immerhin ein Anziehungspunkt. In deinem Marktplatz stand, schön gegenüber einem modernen Baukasten von besonderer Häßlichkeit, der im Frieden wohl als Präfektur oder Unterprefektur gedient hatte, ein gutes, nettes, ganz kleines Variététheaterchen, das sich mit seiner Puppenfassade ängstlich zwischen die Nachbarhäuser klemmte. Auch einen ganz anständigen Park hattest du, Chauny, wo der Fremde hübsch und beschaulich hätte spazieren gehen können, wenn er dafür die rechte Gesellschaft gehabt hätte. Jendetwas war an dir, kleines, bummles Chauny, das an unser frohlich viel freundlicheres Ludwigshafen in Schwaben erinnerte. Und auf deine Einwohner, zu guter Zeit, lasse ich nichts kommen. Das verdankst du einer Händlerin an der Bahnhofstraße, die so viel Anstand und so wenig Ergebenheit zeigte, daß sie für eine alte, etwas fleckige Kaufmannskassette eines französischen Schlosses, für das ich mich interessierte, da man es von unserer Front aus wie eine ferne Graalburg im französischen Hinterlande liegen sah, durchaus keine Bezahlung annehmen wollte, weil die Karte zu schlecht sei. Und das, obwohl sie sofort merken mußte, daß mir viel an der Karte lag und ich gern einen Liebhaberpreis für sie zahlen würde. Dieser kleine, anständige Zug, liebes Chauny, hat sich mir tief eingepreßt. — Willst du noch sonst etwas befeuern zu dem Quartett der vier Städte? Du schweigst und gähnst, wie das so deine Art ist. Schweig und gähne weiter, kleines Chauny . . .

Doch nein — der Ort ist ja verschwunden. Im März 1917 ging er in Flammen auf, wurde Haas für Haas gesprengt. „Unsere Kavalleriepatronillen erreichten Chauny an der Dije,“ triumphierte zwar vor einem Jahre der französische Tagesbericht, und auch unsere Meldungen verzeichneten jetzt die Wiedereinnahme. Aber das alte Chauny ist es nicht mehr, das gute, langweilige, kleine Chauny.

Du schöne, alte Stadt!

Rothon.

Du schöne, alte Stadt!

„Die Deutschen sind in Rothon,“ pfliegte Clemenceau, die alte Bulldogge, in Kammerreden und Zeitungsartikeln zu sagen. Es war sein nimmermüdes, aufschauliches Ceterum censeo. Ob er Rothon besonders kannte, besonders liebte? Ob es ihm auch so ans Herz gewachsen ist wie uns? Rothon, obwohl wir dich wieder haben, der Gedanke an dich bereitet uns heute Schmerz. Du Beste und Schönste unter den vieren!

Wer von der Front aus westlicher Richtung nach Rothon kam, erlebte eine kleine Offenbarung: man gelangte, das reizende Divertetal („keine Göttin“ heißt dieser Bach, und die Drie, die das Wasserlein durchfließt, tragen Namen von gleichem Wohlklang und romantischem Schmelz: Dives, Divette, Dive-le-Franc!) man gelangte, das reizende Divertetal hinter sich lassend, auf einen Höhenrücken und sah die Stadt plötzlich zu seinen Füßen hingenzaubert. Wie grün lag sie da im Sommer, wie licht und strahlend im Frühling, wie frohlich bunt im Herbst! Viel mächtige alte Bäume und ein paar Pächter, außer herum ein schöner breiter Alleegürtel, die Boulevards, im Innern eng durcheinanderlaufende Gassen mit bunten Häuschen, hübsigen kleinen Läden, die Weiblichkeit zur guten Jahreszeit mit dem Strichstaub vor den Türen. All

dies kleine, unscheinbare, aber wie zur Folie für ein Großes hingestellt: Die Kathedrale.

Sie ist das Beste und Schönste an Moyon, das einzig Monumentale an dem so ganz und gar nicht auf Monumentalität, sondern auf intimere, stillere Wirkung, eingestellten Städtchen. Fröhe Gotik, herb und steil und gradlinig, ein auf alle Nebensächlichkeiten verzichtendes, klünes, kantiges Aufwärtstreben — so reden sich die beiden Pfeilertürme, von weitem sich gleichend und doch in den Feinheiten durchaus verschieden, über die demütig gebildete Säulenmenge, jäh mit zwei schmalbenummshosenen Dachpyramiden abschließend. Daneben das Schiff, großartig und klar, mit heilem, mächtig hohem Dachstuhl; nach dem seltsamen kleinen Domherrenplatz hin ein dreiwüriger Eingangsbaldachin mit zwei starken Pfeilern vorgestreckt wie Brüste und Pranken einer Sphinx; mehrere Kapellen, deren eine, romanischen Stils, durch Brand zerstört; endlich Klostergebäude, Kapitelsaal, Priesterseminar und eine interessante, sehr alte Bibliothek mit Holzschnitzereien. Alles un- wandelbar gut und groß und schön.

Ein feines Rathaus hat Moyon noch. Gotik mit Renaissance- elementen eigenartig vermischt, zu der Zeit erbaut, als in dem noch heute erhaltenen, billigeren Hause an der nach ihm benannten Straße Calvin geboren wurde; vor dem Rathaus auf dem schönen süßlichen Platz einen guten Biehhümmen mit Obesial und etwas zu massigen Figurenschnuck, von einem Bischof Broglio errichtet. Der Rest ist Kleinstadt, aber eine Kleinstadt mit zum Verwundern guten Bäumen, vornehmen, alten Patrizierhäusern, vor allem, die hinter beschidener, fast ärmlicher Straßensfront überraschend feine Gartenspektakeln verbergen, und die in ihrem Innern in behüteten, selten betretenen Räumen Schätze an alten Deckelbarn und Stichen und feinen Möbeln aus besten Zeiten französischer Kunst und französischer Handwerks enthalten. Moyon hat alte Kultur, die der Feinsinnige auf Schritt und Tritt verspürt.

So kehst du uns geboren und so vertraut, altes schönes Moyon, mit deinem schmalbenummshosenen Turmpaar! Und deine Umgebung, wo unsere Front verlief und wo wir manchen Freund und Bruder bettetet, deine freundliche Landschaft mit ihren Bergen und Tälern und Wörfern im schlängelnden Bachgrund ist uns bitterstliches Heimwehland.

Dann ist der Krieg zum dritten Male über dich hinweggegangen. Ohne viel Spuren zu lassen, hoffen wir. Zwar dein grüner Pranz von Alleen ist gefallen und deine Kathedrale soll gebraunt haben — es schmerzt, daran zu denken. Moyon ist nach einjährigem Interregnum wieder in deutschem Besitz. Und Clemenceau kann seine alte Bekantheit aufs neue singen. Wer dich kennt, hat Wiedersehenssehnsucht nach dir, schönes, unwegeßliches Moyon!

Es waren einmal vier kleine Städte hinter unserer Front im Westen, wo deutsche Soldaten sich's wohl sein ließen. Vor einem Jahre meldeten die Tagesberichte ihre Aufgabe: Wir sind aus ihnen herausgegangen, freiwillig aber verhöhlen, ohne laute Abschiedsklänge, aber mit einem leisen, schmerzlichen „Auf i denn . . .“ im Herzen. Denn die vier kleinen, beschidener Städte waren uns gute Freunde geworden in der langen, langen Kriegszeit. Und beim Abschied gaben sie uns still Davonziehenden die freundlich-einfache Weise ihres Lebensrythmus wie ein feines Geleit mit auf den Weg. Ein Abschiedsquartett.

Jetzt haben wir die vier kleinen Städte wieder. Aus dem Abschiedsquartett sind Wiedersehensklänge geworden. Keine fröhlichen zwar, denn von den vier kleinen Städten ist wohl nicht viel geblieben, und leere, tote Mauern haben uns in den geräumten Orten empfangen. Dennoch Wiedersehensklänge, bei deren Erinnerung die Kantilene greist . . .

Büchertisch.

— Geheimnisse der Rechenkünstler. Von Dr. Philipp Maennchen, Professor an der Oberrealschule in Gießen. 2. Auflage. Mathematisch-physik. Bibliothek, Bd. 13. (IV u. 50 S.) 8°. Kart. 1 Mk., Teuerungszuschlag 30%. Verlag von G. B. Teubner, Leipzig und Berlin 1918. — Das in zweiter Auflage vorliegende Bändchen zeigt, wie einfach die Kunstgriffe sind, deren sich die Rechenkünstler bedienen, um schwierige Rechnungen mit überraschender Schnelligkeit im Kopfe auszuführen. Die Methoden werden an der Hand von Beispielen und Aufgaben stufenmäßig entwickelt, das Wurzelziehen z. B. auf die verschiedenste Anwendung von 5 „Kunstgriffen“ zurückgeführt. Das Bändchen bringt anschaulich zur Darstellung, wie die Rechenkünstler bei öffentlichem Auftreten vorgehen und schließt mit einer Charakteristik von Gauß und Rüdle als bedeutenden Zahlenrechner. Das interessante und überaus unterhaltende Büchlein ist besonders zum Selbststudium für alle diejenigen geeignet, die Freude an Aufgaben zum „Kopfschmerzen“ haben. Außerdem bietet es dem Lehrer ein erwünschtes Hilfsmittel zur Belebung seines Unterrichts.

— Max Grube: Am Hofe der Kunst. 368 Seiten. Gebunden 6 Mark. Verlag von Grethlein u. Co. G. m. b. H., Leipzig. — Max Grubes Lebenserinnerungen, deren erster Band „Zugenderinnerungen eines Glückskindes“ in seinem Prologum, seiner Dummheit und Lebendigkeit bei Publikum und Presse so

großen Beifall fand, werden in diesem neuen Bande, dem er den Titel „Am Hofe der Kunst“ gegeben hat, in der gleichen ungewöhnlich interessanten und geistvollen Art fortgesetzt. Ist es im ersten Bande der Reiz, die menschliche Entwicklung Grubes von der Kindheit an bis zum reifen Künstler zu verfolgen, der den Leser besonders fesselt, so wird der zweite Band, der den großen Schauspieler und Theaterleiter auf der Höhe seiner Kunst und seines Erfolges zeigt, nicht minder interessanter. Dieses Buch ist ein ganz besonders reizvoller Beitrag zur Theatergeschichte der letzten dreißig Jahre.

— Neues von Spitzweg. Unter diesem Titel ist eben im Delyphin-Verlag München ein hübsches Bändchen erschienen, welches eine Sammlung unveröffentlichter Gedichte und Briefe des Münchner Altmeisters und außerdem 48 Kupferdruckbilder und Zeichnungen enthält. Leipzig spricht und rumort in diesen Gedichten, Schradahüpfeln und Briefen in Sommerfrischentimmung und in der Sphäre junger holder Weiblichkeit Spitzwegs Humor. Die beigegebenen, mit einer Ausnahme hier zum ersten Mal wieder- gegebenen herrlichen Malereien scheitern unendlich Genau — dem Kenner und dem Laien. Der Preis des hübsch gebundenen Bändchens ist 3.50 Mark.

— Von „Deutschlands Erneuerung“, der nationalen politischen Monaschrisch (F. F. Lehmanns Verlag, München; Preis für das Einzelheft 1.80 Mk.), wird das Juliheft versandt. Der Germanenfreund H. St. Chamberlain eröffnet es mit einem grundlegenden Aufsatz über „Rasse und Nation“, Professor Dr. Samassa, Wien, schreibt über die „Verfassungsrisse Österreichs“, Professor Dr. G. Jung, Straburg, unterzieht die Zusammensetzung von „Unserm A. A.“ (Auswärtigen Amt) einer geistreichen Untersuchung, während Professor Dr. Frhr. von Diebig die „Bukarester Friedensbilanz“ zieht. Der warmherzige Freund der deutschen Sache, Parrer A. Volliger, Bivich, bespricht die „Notlage der Schweiz und Deutschlands Döse“. Ein gut eingeweihter Politiker weist in dem Aufsatz „Der Nuntius kommt!“ (Der rotgoldene Salon) auf die großen Gefahren hin, welche der inneren Entwicklung Deutschlands aus einem neuerdings in Berlin geschaffenen Mittelpunkt für revolutionäre Antriebe zu erwachsen im Begriff sind. — Außerordentlich ernste Fragen, welche gerade die deutschen Zeitungen berühren, erörtert R. Friedrich Ernst in der Abhandlung „Deutsches Geistesleben und deutsche Tagespresse“. Dr. D. Lehmann-Mitona endlich bringt in dem Aufsatz „Ein Museum für deutsche Stammes- und Rassenkunde“ Anregungen zur Pflege familiär- und rassen- geschichtlicher Denkmäler.

— Das literarische Echo. Halbmonatsschrift für Literaturfreunde (Begründet von Dr. Josef Stilling. Herausgegeben von Dr. Ernst Heilborn.) Verlag: Egon Fleischel & Co., Beckh Wg., Das 1. Juliheft ist jedoch mit folgendem Inhalt erschienen: W. v. d. Schellenburg: Gobiueat und die Gräfin de la Tour; Alois Brandl: Die stillen Königreiche; Richard Müller-Freienfels: Nationale Besonderheit; Paul Feldkeller: Moderne Sexual- metaphisik. — Echo der Bühnen — Echo der Zeitungen — Echo der Zeitschriften — Echo des Auslandes — Kurze Anzeigen.

Gießener Hausfrauen-Verein.

Kochanweisungen.

Silber und Gold. Gelbe Erbsen weich kochen. Graupen ebenfalls, abgekühlt untereinander gemischt. Nach dem Wurdichten das gut abgeschmeckte Gerüst mit in Streifen geschnittenen, in etwas Fett gerösteten Zwiebeln übergossen.

Graupen mit Apfelwein. Am Abend vor dem Gebrauch werden 175 Gramm Graupen eingeweicht, am anderen Tag in leicht gelatztem Wasser ganz dick und weich gekocht. Sie werden dann auf ein Sieb geschüttet, mit kaltem Wasser kurz überhüllt und nun in einen dickflüssigen Sirup getan, den man aus einem Lasse Apfelwein, dem Saft 1 Zitrone, auch Schale, wenn man Zitrone hat, und 150 Gramm Zucker gekocht hat. Die Graupen müssen in dem Sirup so lange ziehen, bis sie ihn ganz aufgesogen haben. Man rührt 5—6 Blatt Gelatine durch, gibt die Weintrauben in eine glatte Form und läßt sie erkalten und erharren. Gestürzt umgibt man sie mit gekochten Kirzchen.

Griechischen. 300 Gramm Zucker, 300 Gramm Grieß, 300 Gramm gekochte, geriebene Kartoffeln, 1 Ei, Vanillezucker, 1 Backpulver.

Quadraträtsel.

A A E E F F K O
O P P P R R U

Diese Buchstaben sind in Quadratform derart zu ordnen, daß die vier waagerechten Reihen gleichlautend mit den vier senkrechten sind und Wörter von folgender Bedeutung bilden: 1. Körperzell; 2. Kunstwerk; 3. Stadtteil von Konstantinopel; 4. Weibliches Wesen. (Auflösung in nächster Nummer.)

Auflösung der Scherzcharade in voriger Nummer. Trauerbofschaft.